

Matthias Wittekindt

DIE BRÜDER FOURNIER

Kriminalroman

Edition Nautilus

Emely hatte geweint, als man Iason ins Gefängnis brachte. Sie hatte versucht ihren Sohn festzuhalten, sie wollte es nicht zulassen. Den ersten Gendarmen hatte sie mit einem Fußtritt ... Den zweiten auch. Sie knickten zusammen, wie zwei Türme, die fachmännisch gesprengt wurden. Wie sollte es anders sein? Sie war Iasons Mutter, er war ihr Liebster und sie wusste, wie ein Tritt gegen einen Mann zu führen war.

Man hatte Iason trotzdem weggebracht. Es gab eine richterliche Anordnung und es waren einfach zu viele Gendarmen. Ihr zweiter Sohn Vincent hatte, während das alles geschah, ununterbrochen geschrien. Auch er hatte sich an seinen Bruder geklammert.

Mehl

Das schönste Kinderbild, auf dem sie gemeinsam zu sehen sind, zeigt die Brüder Fournier in der Küche. Die Aufnahme entstand im Sommer 1966, also einige Jahre vor Paulines und Aarons Tod. Iason und Vincent waren damals elf und zwölf Jahre alt. Konzentriert über einen Tisch gebeugt, knieten sie auf zwei Stühlen. Der eine links, der andere rechts. Die beiden wurden also im Profil aufgenommen.

Obwohl es sich um eine Amateuraufnahme handelt, denn hundertprozentig scharf ist das Bild nicht, wurde hier eine intime, fast träumerische Situation erfasst. Ein Vorteil, den Fotografen haben, die zur Familie gehören.

Die Eltern der beiden, Emely und Auguste Fournier, hatten 1954 in der frisch gekalkten Kirche von Envie geheiratet. Sie waren beide Katholiken und durchaus züchtig. Doch waren sie auch sehr verliebt gewesen, das Verlangen war geradezu brennend. Wohl deshalb hatten sie sich noch vor der Eheschließung an einem See, unweit einer Bude, in der tagsüber Muscheln und Pommes Frites verkauft wurden, in jene Situation begeben, in der Fleisch und Blut entstehen kann.

So war ihnen Iason passiert.

Der frischgebackene Vater stellte seiner Frau kaum zwanzig Minuten nach der Entbindung eine einfache Frage, und man meinte sofort den Kaufmann zu hören.

»Haben sie dir gesagt, was er wiegt?«

»4800 Gramm.«

Emely war erschöpft. Ihr Gesicht glänzte noch und war kaum weniger feucht als das des Säuglings. Gleichzeitig wirk-

te sie durch und durch glücklich. Auguste jedenfalls meinte sofort zu erkennen, dass sich seine Frau auf Kinder verstand. Allein wie sie das Baby hielt, ihren Kopf senkte, wenn sie mit ihm sprach und dabei mit ihrem Zeigefinger nicht anders konnte, als hin und wieder die kleine Nase ... Es war ein Moment, in dem Auguste Fournier versucht war zu glauben, alle Menschen seien gleich.

Sie sprach leise, denn sie sprach zu ihrem Kind. Murmelte sie da schon den Namen, den sie ihrem Sohn geben würde? Wie war sie überhaupt auf den Namen Iason gekommen?

Nun, es sollte kein flämischer oder französischer Name werden, da es wegen der Sprache in diesem Teil Belgiens häufig zu Streitigkeiten kam.

Gleichzeitig war es so, dass Emely in den Tagen, da die Wehen immer stärker einsetzten, ein Kissen im Rücken, auf dem bordeauxrot bezogenen Sofa gelegen und dort im gebündelten Licht einer kleinen Lampe mit braunem Schirm eine griechische Sage gelesen hatte, die ein junger Schriftsteller in eine berauschende, überaus lebhafte und auch zeitgemäße Form gebracht hatte. Sie handelte von der Jagd der Argonauten nach dem goldenen Vlies, und der Held dieses Abenteuers hieß Iason. Auch wenn es in der Geschichte für Emelys Geschmack bisweilen ein bisschen zu sehr ums rein Sexuelle ging, und an einer Stelle sogar geschildert wurde, wie eine zornige Frau zwei andere Frauen dazu anstiftete, einen Mann zu zerstückeln, blieb sie bei ihrem Entschluss, was den Namen anging. Es gab so viele schöne Schilderungen von Freundschaft und Fahrten mit einem Boot von Hafen zu Hafen und Insel zu Insel. Erlebnisse, die Emely sich für ihr Kind wünschte. Sie hatte ohnehin von Anfang an gespürt, dass es ein Junge werden würde.

Mit Iasons Geburt hatte Emely eine Liebe, man sollte vielleicht eher sagen eine Art von Aufgeregtheit, ständiger Wachheit, naturgewollter Erschöpfung und Hingabe entdeckt, die sie vorher nicht kannte. So dauerte es kaum ein Jahr, bis Vincent kam. Er erhielt seinen Namen, weil Emely eine bestimmte Art von Ölbildern mochte und Vincent, als

sie ihm das erste Mal in die Augen sah, eindeutig schielte. Sie hatte daraus in einem Sekundenmoment auf eine Begabung zum Künstlerischen geschlossen. Und wer Emely kannte, der wusste, dass sie an einmal gefassten Entschlüssen festhielt.

Ihr Mann klang etwas profan und knapp, als er eine Stunde nach der Geburt seines Zweiten an ihr Bett trat.

»Und?«

»2900 Gramm.«

»Dann haben wir jetzt also schon zwei.«

»Und zwei sind genug«, sagte Emely mit der für sie charakteristischen Klarheit, die von manchen als hart empfunden wurde.

Nach Aussage ihres Mannes, der sie stets in Schutz nahm, verstand sich Emely durchaus als Mutter. Aber auch – nur Gott allein weiß, wie wir Entscheidungen treffen – als Geschäftsfrau. Sie mochte die Konditoreien auf Dauer nicht ihrer Mutter Louisa überlassen, die nun, da sie älter wurde, zu überraschenden Ausbrüchen neigte. In den zwei Jahren, in denen Emelys ruhige Vernunft nicht voll zur Verfügung stand, war im Laden und der Pralinenmanufaktur einiges nicht so gelaufen, wie es hätte laufen sollen. Angeblich hatte Louisa mehr als einmal mit Cremetorte nach Lieferanten und Kunden geworfen. Und stets getroffen. Wurde so gesagt. Alle Berichte stimmten in dem Punkt überein, dass die Ausbrüche stets ganz plötzlich kamen.

Zwei Buben also an einem Küchentisch. Auf der Tischplatte Mehl und ein guter Batzen Teig. Offenbar rollen die Brüder mit ihren Kinderhänden aus dem Teig kleine Röllchen. Jedenfalls liegt ein Berg davon auf einem Teller. Die beiden sind vollkommen auf die Herstellung dieser kleinen Röllchen konzentriert. Nur, was ist das an der Wange von dem, der links kniet? Irgendetwas Klebriges, das glänzt. Hat der Kleine kürzlich geweint?

Wem die Geschichte der Fourniers bekannt ist, der weiß natürlich, dass der auf der rechten Seite Jason ist. Größer und

deutlich kräftiger gebaut als sein Bruder rollte er auch die größeren Röllchen. Bei ihm sahen sie beinahe aus wie kleine Schiffchen.

Zwei Kinder und ein Batzen Teig. Im ersten Moment möchte man ausrufen, die Aufnahme sei sicher kurz vor Weihnachten entstanden. Sie entstand aber im Juni. Das jedenfalls steht hinten drauf:

Meine beiden – 5. Juni 1966 – Die Katastrophe

Diese Katastrophe hatte zwei Tage zuvor, also am Abend des 3. Juni, ihren Anfang genommen. Da nämlich waren Vincents Hasen fortgelaufen.

Zu sagen, dass Vincent deswegen ›geweint‹ hätte, wäre eine starke Untertreibung. Sein ganzer Körper war an dem seelischen Aufruhr beteiligt. Vor allem seit dem Mittag des 4. Juni. Da nämlich hatte man seine Hasen im Pappelwald auf der anderen Seite der Rue Envie gefunden. Oder besser gesagt das, was nach dem Gemetzel, dem Schlitzen und Reißen, von ihnen übrig war. Vincent hatte sofort gewusst, dass er schuld war am Tod der Hasen, er sah den entscheidenden Moment wie eine Szene vor seinem inneren Auge.

›Ich habe sie gefüttert und Emma gestreichelt...‹

In diesem Moment hatte seine Mutter ihn zum Essen gerufen. Dann war da eine Lücke im Ablauf. Aber es war Vincent vollkommen klar, was passiert war. Er hatte sich beeilen wollen, war gleich losgelaufen und hatte die Klappen der Ställe offen gelassen.

Es hatte nicht eben zu seiner Beruhigung beigetragen, dass Noah de Clercq, ein Nachbar, der zur Hasensuchmannschaft gehörte, sehr lebendig, sehr bildhaft beschrieb, was ein Marder aus den entlaufenen Hasen gemacht hatte. »Blutig. Sehr blutig. Wie geschnitten oder zerrissen.« Mit solchen Worten hatte Noah das Verhängnis geschildert.

Vincents ganzer Körper hatte gezittert, er bekam kaum noch Luft. Vor allem an Emma hatte er gedacht, denn die war trüchtig gewesen.

Immer wieder war es zu beängstigenden Ausbrüchen sei-

nes kleinen Körpers gekommen, und es ist wohl eine Frage der eigenen Persönlichkeit, ob man bei einem Elfjährigen bereits von hysterischen Anfällen sprechen möchte oder von einem Leid, das sofort gelindert werden muss. Zum Beispiel, indem man das Kind in den Arm nimmt und so stark an sich drückt, dass es allein aufgrund dieser Nähe und drohender Atemnot aus seinem Zustand herausgeholt wird.

Emely hatte es so gemacht. Sie war noch einmal ganz eins mit ihrem Sohn geworden und erzählte später, Vincents Leid hätte sich auf sie übertragen, sie hätte es ihm gewissermaßen abgenommen.

Aber dann war es doch wieder losgegangen mit dem Weinen und Zittern.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni hatte die Mutter lange an Vincents Bett sitzen müssen. Eine mit einer 25-Watt-Birne bestückte Nachttischlampe mit rosa Lampenschirm hatte gebrannt, und Emely hatte sich, von diesem Licht nur schwach bestrahlt, über ihren Sohn gebeugt und mit leiser Stimme zu ihm gesprochen, Fragen gestellt. Ihren Kopf ganz nah an seinem.

Iason war zweimal in der halb geöffneten Tür erschienen und hatte die beiden betrachtet. War dann wieder gegangen. Hilflos und verlassen hatte er sich gefühlt. Was auch daran lag, dass seine Mutter und Vincent aufhörten zu sprechen, sobald sie seine Anwesenheit spürten.

Beruhigt hatte sich Vincent erst, als die Großmutter ihm am nächsten Morgen versprach, nach der Arbeit zu einem Händler zu fahren, um neue Hasen zu kaufen. Er hatte daraufhin, indem er so schnell sprach, dass man ihn kaum verstand, geschworen, dass er »nie wieder, bestimmt!« vergessen würde, die Klappen zu schließen. Klappe zu, Hase lebt. So einfach ging seine Rechnung.

Große Aufregung beim Warten auf die Großmutter.

Vincent hatte vom späten Nachmittag an bis in den Abend hinein auf einem Stuhl gekniet, den er vor eines der

Fenster geschoben hatte, die nach vorne zur Rue Pensée hinausgingen.

Bei jedem Auto, das in die Rue Pensée einbog, hatte sich sein kleiner Körper ruckartig wie ein Automat aufgerichtet. Dann hatte er sich auf der Fensterbank abgestützt, Rumpf und Kopf nach vorne geschoben, so weit, bis zuletzt seine Nase und sogar sein Mund am Glas klebten. Das alles, um so früh wie nur möglich zu sehen, ob es der Renault Kombi seiner Großmutter war, den er gerade gehört hatte. Er erwartete sie so dringlich, dass er sie im Geiste schon sah, wie sie durch die Tür eintrat und sagte: »So, Vincent, da bin ich. Ich habe dir vier junge Hasen mitgebracht.« Er stellte sich vor, wie er dann rauslaufen würde zu seinen neuen Hasen.

Es war Abend geworden, und Louisa kam und kam nicht. So hatte Emely zuletzt einen Trick angewendet und ihre Söhne gebeten, ihr bei der Zubereitung des Abendessens zu helfen.

»Nach dem Abendessen spielen wir dann noch eine oder zwei Runden *Weltreise*.«

Vincent liebte das Spiel mit seinen Karten, Steinchen und Würfeln, denn es gab viel zu entdecken.

»Und am Ende kennt man die ganze Welt!«

Es hatte geklappt. Vincent war, wenigstens eine Zeit lang, so auf die Produktion seiner kleinen Teigröllchen und die Vorfreude auf zwei Runden *Weltreise* konzentriert, dass er die Großmutter und seine Hasen vergaß.

Emely war erleichtert gewesen. Mehr noch, sie fand, dass sie diesen Moment festhalten sollte. Also hatte sie ihren Fotoapparat aus dem Küchenschrank geholt, sich mit ihrem Rücken gegen den Türrahmen gepresst und dann ... abgedrückt.

Meine beiden – 5. Juni 1966 – Die Katastrophe, schrieb sie später auf die Rückseite des Fotos.

Iason war, wie schon am Tag zuvor, sehr still gewesen.

Emely hatte das so gedeutet, dass ihr Ältester allmählich erwachsen wurde. Er schien zu spüren, dass es anstrengend

genug war, wenn einer in der Familie weint und zittert. Eine erfreuliche Entwicklung, fand Emely, denn es hatte immer wieder Probleme mit Iason gegeben. Sein Verhalten in der Schule wich so sehr vom Üblichen ab, dass sein Klassenlehrer, Monsieur Arronde, sie zu sich gebeten und darauf hingewiesen hatte, es könnte eine psychische Störung vorliegen. Der Lehrer hatte kein spezielles Wort benutzt, aber erklärt, dass es Menschen gibt, die nicht in der Lage seien, die Gefühle anderer richtig zu deuten oder selbst welche zu entwickeln.

»Weil sie keine haben?«, hatte Emely mehr neugierig als schockiert gefragt.

»Entweder das, oder Iason ist an den Gefühlen anderer nicht interessiert«, hatte Monsieur Arronde geantwortet.

Daraufhin war Iason zwei Tage lang in Brüssel von einem Spezialisten untersucht worden. Der war zu dem Ergebnis gekommen, alles sei völlig in Ordnung.

»Nicht jeder fügt sich gleich ein in das, was wir von ihm erwarten«, hatte er ihr erklärt. »Wenn ein Kind seine Umwelt nicht zur Gänze so wahrnimmt, wie wir es uns wünschen, hat das meist ganz einfache Gründe. Ich würde sagen, Ihr Sohn ist ein Träumer.«

Emely war, auch wenn sie Iason nicht unbedingt als Träumer bezeichnet hätte, ungeheuer erleichtert gewesen nach dieser Diagnose, denn er war ihr aus Gründen, die sie gar nicht hätte benennen wollen, näher als Vincent. Nur ein wenig natürlich, denn Emely war, wie ihr Mann bei den späteren Vernehmungen mehr als einmal betonte, eine gute Mutter. Vielleicht lag es einfach daran, dass Iason ihr Erstgeborener war, und dass auch sie selbst nicht unbedingt dazu neigte, in anderen bis zum Äußersten differenziert zu lesen.

»Warum kommt denn Oma so spät?«, hatte Vincent zuletzt doch wieder gefragt. Ganz matt, beinahe resigniert hatte seine Stimme geklungen.

»Hab noch ein bisschen Geduld, Vinc. Ihr ist vermutlich etwas dazwischengekommen.«

Boff-Boff

Louisa war tatsächlich etwas dazwischengekommen. Sie war, nachdem sie ihre tägliche Arbeit beendet und die Hasen gekauft hatte, auf dem Rückweg von Brüssel nach Envie gewesen, als sie auf ein Hindernis stieß.

»Zum Teufel!«

Ein Rentner aus Holland hatte versucht, mitten auf der Rue Envie mit seinem Mercedes zu wenden. Nur hing an dem Mercedes ein langer Wohnwagen. Das Manöver war so gründlich schiefgegangen, dass das Gespann am Ende beide Spuren blockierte.

Geduld war nun aber nicht gerade Louisas Stärke, die Fehler anderer regten sie schnell auf. Also rüttelte sie, nachdem sich sechs Minuten lang nichts bewegt hatte, sechsmal mit beiden Händen am Lenkrad ihres Renault Kombi und brüllte dabei sechsmal: »Zum Teufel!«

Da griff er ihr ans Herz.

Nachdem sich der Stau aufgelöst hatte, fuhren viele Wagen um den von Louisa herum. Einige hupten, weil die Fahrer es nicht aushielten, dass jemand auf ihrer Spur stand.

Gras neigte sich am Rand der Straße, niemand nahm Rücksicht. Es war einiges los auf der langen Geraden, die Envie über zwei Kilometer Rennstrecke von Brüssel trennte. Rechts ein Wald aus Pappeln in Reihen, links offene Felder mit Gräben. Die Straße war schon 1966 stark befahren, denn sie führte von Brüssel an Envie vorbei, nach Antwerpen im Norden. Auch wer zum Flughafen wollte oder von dort kam, fuhr hier entlang.

Boff-Boff.

Plötzlich fuhr einer, der nicht aufgepasst hatte, von hinten in Louisas Wagen und...

Boff-Boff machte es im Inneren ihres Renault Kombi. Zwei Tüten platzten auf.

Der Körper der Toten wurde ein wenig gerüttelt. Axial. Von hinten nach vorne.

Nora Peers war die erste, die nicht an Louisas Wagen vorbeifuhr. Vermutlich lag es daran, dass sie beim Jugendamt arbeitete, es gewöhnt war hinzusehen und sich, wenn nötig, um Dinge zu kümmern. Sie setzte also zurück, rangierte hinter die beiden Wagen und schaltete die Warnblinkanlage ein. Dann stieg sie aus, stellte ein Warndreieck auf. Sie bewegte sich bei all dem so ruhig, handelte so routiniert, als hätte man ihr beigebracht, wie eine Unfallstelle zu sichern sei. Erst als alles seine Ordnung hatte, ging sie zu den beiden ineinander verkeilten Autos. Im hinteren saß niemand. Entweder war der Fahrer geflohen oder er war auf dem Weg, die Gendarmerie zu benachrichtigen. Als Nora an die von innen bepuderte Seitenscheibe von Louisas Renault Kombi klopfte, geschah nichts. Also zog sie die Fahrertür auf und sah eine mit weißem Pulver bestäubte Frau, die mit ihrer Stirn auf dem Lenkrad lag. Sie fühlte den Puls und stellte fest, dass die Frau tot war.

Im Wageninneren roch es nach frischem Gebäck, und als Nora in den Fond des Wagens blickte und die gestapelten Kisten voller Plätzchen, Kuchen und Pralinen sowie die geplatzten Mehlsäcke sah, war ihr klar, mit wem sie es zu tun hatte, warum es nach Plätzchen roch und warum die Tote so weiß war.

Für den Stall mit den Junghasen fand Nora Peers auf Anhieb keine Erklärung.

Abendlicher Nebel zog auf, denn die Luft, die zuletzt noch golden geleuchtet hatte, kühlte sich rasch ab und das Wasser im Kanal hinter den Feldern war noch warm. Warm war es wegen der Abwässer und Fäkalien, die eingeleitet wurden. Flüssigkeiten, die an sonnenreichen Tagen wie diesem die Algen beschleunigt wachsen, sterben und vergehen ließen, was wiederum dem Wasser den Sauerstoff entzog, was wiederum die silbrigen Bäuche und den leicht fischfauligen Geruch er-

klärte, der nun in Schwaden zur Unfallstelle zog. Dieser Geruch hatte also nichts mit der Leiche zu tun.

Als nächster erschien Sergeant Mertens. Er erklärte Nora, man habe bereits den Amtsarzt sowie den Bestatter benachrichtigt. Der Fahrer des zweiten Wagens hatte also die Gendarmerie informiert und von einer Toten berichtet. Es war alles korrekt abgelaufen.

Sergeant Mertens und Nora Peers kannten sich, da manche von Noras Schützlingen regelmäßig Ärger mit der Gendarmerie bekamen. Also blieb sie und unterstützte ihn, bis seine Kollegen und die Bestatter da waren.

Fast eine halbe Stunde stand Nora am Rand der Straße, hörte die vom nahen Flughafen regelmäßig startenden Flugzeuge über sich hinwegdröhnen, sah, wie ein Arzt und zwei Kollegen von Sergeant Mertens kamen. Der Arzt hatte den Tod von Louisa Fournier amtlich festgestellt.

Während alle auf den Bestatter warteten, sah Nora die Lichter von Autos, die teils langsam, teils schnell vorbeifuhren, blickte in Augen, die sich sattsahen, an dem, was dort gerade geschah. Sie wurden natürlich nicht satt, denn das Auge wird nie satt. Zwischendurch hörte Nora immer wieder das schnappende Geräusch einer Kamera, auch sie schien unersättlich.

Der Fotograf Hendrik Vanoppen stand auf der anderen Seite der Straße. Wie immer in leicht vorgebeugter Haltung, hinter einem Stativ. Er blickte von oben in seine Kamera, also so, wie es damals noch gemacht wurde von einigen Profis.

»Merde!«

Vanoppen wurde immer wütender, denn die sich nun mächtig ausbreitende Dunkelheit zwang ihn zu immer längeren Belichtungszeiten, und dann fuhren ihm ständig Autos mit hellen Scheinwerfern und grellroten Rücklichtern durchs Bild. Vanoppen wusste, was dabei herauskommen würde: weiße und rote Schlieren vor einem schattig anmutenden Renault Kombi, von hinten per Auffahrunfall unterkeilt, aus dem gerade die weiß bepuderte Leiche einer Frau herausbugsiert wurde.

Die Wohnung der Fourniers

Man weiß nie, ob die Erinnerungen, die man pflegt, am Ende den Tatsachen entsprechen. Nora Peers jedenfalls erinnerte sich, gut vier Jahre später, bei einer der Vernehmungen der Brüder Fournier, ganz plötzlich an diesen Tag. Ihr war der Gedanke gekommen, der plötzliche Tod der Großmutter könnte einen ungünstigen Einfluss auf die Entwicklung der beiden Jungen gehabt haben.

»Ich fahre zu den Fourniers«, hatte sie damals zu Sergeant Mertens gesagt. »Die haben zwei Kinder, und mit dem Älteren hatten wir schon mehrfach zu tun. Es ist vielleicht besser, wenn ich der Familie erkläre, was hier passiert ist. Dann sehe ich auch die beiden Jungen. Unser Abteilungsleiter Monsieur Fabre scheidet bald aus, und ich werde Iason ohnehin übernehmen.«

Sergeant Mertens hatte ohne allzu große innere Beteiligung genickt. Es war ihm nur recht, wenn Nora diesen Teil übernahm, da sie mit traurigen oder erschütternden Situationen sicher mehr Erfahrung hatte als er.

Nora war von der Rue Envie in die von Pappeln gesäumte Rue van de Velde abgebogen, holperte die dreihundert Meter entlang, die Envie von der Hauptstraße trennten, fuhr an der Weißen Marie mit den Milchkannen vorbei und kam zuletzt nach Envie rein, wo sich die Hunde gegen die Zäune warfen. Alles hier war noch so wie in ihrer Kindheit.

Envie war einst künstlich, ja beinahe gewaltsam entstanden. Es gab zwar noch so etwas wie einen alten Ortskern, aber im Grunde handelte es sich um kaum mehr als eine von einigen Flurstücken umgebene Siedlung aus zweigeschossigen, in Halbbögen gruppierten, aneinandergeklebten Ge-

bäuden gleicher Form, die man in den frühen zwanziger Jahren errichtet hatte. Häuser, bei deren Anblick einem fast automatisch die alten Industriezentren in England in den Sinn kamen.

Es gab eine heruntergekommene Kirche, einen Feuerwehrteich mit rötlichem Wasser, drei alte Höfe, ein in einer leichten Senke gelegenes Gemeindezentrum mit einem überdimensionierten Parkplatz. Aber da war kein Gedanke zu erkennen, keine Form. Envie war nie ein richtiger Ort gewesen, sondern eine vollkommen künstliche Konstruktion um etwas zufälliges Altes herum. Auf die Schnelle erbaut, Hauptsache billig. Man brauchte Wohnungen für die Arbeiter der Zündholz- und der etwas später entstandenen Reifenfabrik. Envie war klein und doch war dem Ort deutlich anzusehen, dass er eigentlich hatte Stadt werden sollen. Was also war dieser Ort, der oft unter einer dicken Schicht Nebel verschwand? Eine Stadt? Ein Dorf? Eine Kleinstadt? Am ehesten war Envie so etwas wie ein Rand. Ein Vorposten der Hauptstadt Belgiens. Im Pappelwald auf der anderen Seite der Rue Envie standen die Bäume mit ihren schnurgeraden Stämmen da wie ein gigantisches Raster. Auch bei ihnen schien nicht entschieden, ob sie Natur, Struktur oder Rohstoff sein wollten. Alles hier war seit langem bereit, der Stadt zugeschlagen zu werden, doch war es dazu nie gekommen.

Die Wohnung der Fourniers lag in der Rue Pensée. Dass sie hier lebten, fand Nora höchst sonderbar. Denn sie hielt die Fourniers für wohlhabend. Erst später fand sie heraus, dass die Wohnung bis in beide Nachbarhäuser hinein erweitert worden war und dass nicht nur diese drei Häuser den Fourniers gehörten.

Emely war nicht eben erfreut, als Nora sich vorstellte.

»Schon wieder das Jugendamt?«

»Darf ich kurz reinkommen?«

»Sonst kam immer ein Mann.«

»Monsieur Fabre, ich weiß.«

»Was hat Iason denn jetzt wieder gemacht? Ich habe Monsieur Fabre letztes Mal schon erklärt, dass mein Sohn nicht dumm ist, und auch kein Verrückter, wie seine Lehrer behaupten. Wenn er sich mit Leo prügelt, dann ist nicht immer er schuld. Leo geht doch auch auf andere los. Sein Vater ... Simon Lejeune, kennen Sie den?«

»Nein.«

»Simon Lejeune, den Namen sollten Sie sich merken. Der hetzt hier alle auf. Vor allem gegen uns. Seit Jahren geht das schon so. Und sein Sohn meint offenbar, er müsse seinem Vater nacheifern. Iason verteidigt sich nur.«

»Ich bin nicht wegen Iason hier. Darf ich kurz reinkommen?«

»Natürlich. Entschuldigen Sie ... Wir haben hier gerade eine Hasenkatastrophe.«

Die Zimmerdecke der Stube hatte eine Höhe von 2,26 Metern, es roch nach angebratenem Sauerkraut. Da Emely die Tür zur Küche nicht sofort geschlossen hatte, sah Nora, dass sich auch hinter den Häusern nichts verändert hatte. Noch immer standen dort Schuppen und Ställe, in denen vermutlich Hasen gehalten wurden. Sie kannte das aus ihrer Kindheit und meinte sofort einen bestimmten Geruch wiederzuerkennen, der sich unter den des Sauerkrauts mischte. Das alles passte überhaupt nicht zu ihrer Vorstellung vom Reichtum der Fourniers.

Emely trug eine Kittelschürze mit Fingerstreifen aus Mehl, wie sie entstehen, wenn man schnell arbeitet. Sie hatte, als Nora die Wohnung betrat, etwas von einer Pfanne gesagt, die sie auf dem Herd hatte, und war kurz in der Küche verschwunden. Nachdem sie zurückgekehrt und Nora ihr erklärt hatte, was passiert war, zeigte sich Emely erschüttert.

»Und niemand hat angehalten? Meine tote Mutter hat fast zwei Stunden in ihrem Auto gesessen und keinen hat das interessiert?«

»Was soll ich sagen?«

Emelys sich sofort anschließende nächste Frage hatte Nora irritiert.

»Sind die Pralinen noch im Wagen?«

»Ja. Nahm Ihre Mutter Medikamente? Hatte sie was mit dem Herzen?«

Da hatte Emely ein stoßartiges, vermutlich dem Schock geschuldetes Lachen von sich gegeben. »Oh ja, meine Mutter hatte was mit dem Herzen, aber nicht was Sie meinen.«

»Sondern?«

»Sie war kein schlechter Mensch, nicht, dass Sie das falsch verstehen.«

Nora Peers hatte sich inzwischen an den Geruch von angebratenem Sauerkraut gewöhnt. Mehr noch. Sie meinte, bei ihnen zu Hause habe es früher ganz ähnlich gerochen. Ja, sie sah sogar für einen kurzen Moment eine Szene, in der ihre Mutter vor dem Herd stand, dabei eine Pfanne ruckartig bewegte. Und noch etwas stimmte mit der Wohnung überein, in der ihre Mutter sie großgezogen hatte: An der Wand, neben einem Bild von de Gaulle, der gerade einem jungen Soldaten einen Orden anheftete, hing ein Kreuz.

»Hatte meine Mutter einen Herzinfarkt oder ... Schlaganfall? War es das?« Dann, nach einer schreckhaften Hebung der Lider: »Sind die Hasen noch im Auto?«

»Ich habe Ihnen den Käfig mitgebracht. Er steht draußen neben der Tür. Ich glaube, die Tiere sollten bald etwas zu trinken bekommen. Im Wagen Ihrer Mutter war es sehr warm.«

»Wenn meine Mutter ... Sie ist tot, das sagten Sie doch.«

»Ja.«

»Warum kommt dann jemand vom Jugendamt?«

»Ich war zufällig vor Ort und hielt es für besser, wenn ich Ihnen die Nachricht überbringe. Wie werden die Kinder darauf reagieren?«

»Na, die werden traurig sein, was denken Sie denn?«

»Wenn Sie Hilfe brauchen, melden Sie sich?«

Die Hasen, das Kreuz, de Gaulle, der einen Orden anheftet, das angebratene Sauerkraut. Der Raum war bis zur Decke angefüllt mit Bedeutung. Die beiden Frauen standen vorein-

ander. Unbewegt. Ganz ähnlich wird Nora in viereinhalb Jahren vor Pauline Goossens Mutter stehen. Sie wird dann sagen: »Wir haben Ihre Tochter gefunden.«

Die Mitteilung vom Tod ihrer Mutter schien erst jetzt wirklich anzukommen. Emely setzte sich auf einen Stuhl, drehte Kopf und Oberkörper ein gutes Stück nach rechts und blickte Richtung Fenster, also in die Richtung, aus der tagsüber das Licht kam.

»Iason wird das nicht groß anrühren«, erklärte sie nach einer Weile. »Iason ist ...«

Emely ließ den Satz so, wie er war, und es gab eine Weile kaum mehr Bewegung als auf einem Foto. Man hörte die Standuhr. Groß. Dunkel. Mit Pendel. Das immerhin bewegte sich. Louisa hatte die Uhr im Krieg in Zahlung genommen, als welche schnell wegziehen mussten. Sie war nie ausgelöst worden.

Nora verzichtete darauf zu sagen, es sei sicher schnell gegangen. Der Satz hatte ihr auf der Zunge gelegen. Plötzlich hörte sie hinter sich ein Geräusch, und als sie sich umdrehte, standen dort zwei Jungen. Der ältere war kräftig gebaut. Nora schätzte ihn auf dreizehn und nahm an, dass es Iason war. Der Jüngere stand dicht neben ihm. Er war sehr zierlich, beinahe dürr. Beide hatten Mehl an den Händen, der Jüngere auch im Gesicht.

»Maman ...?«, fragte der Ältere mit französischem Klang, denn bei den Fourniers wurde Französisch gesprochen. Flämisch kam nur draußen zum Einsatz.

Emelys Kopf und Oberkörper kamen langsam, beinahe träge herum. »Sei so lieb, Iason, und bring Vinc in die Küche. Ich komme dann gleich und erkläre es euch.«

»Meine Hasen?«, fragte der Kleine, seine Stimme überschlug sich dabei.

»Gleich, Vinc. Jetzt rede ich erst noch mit Madame Peers.«

»Keine Sorge, den Hasen geht's gut«, erklärte Nora. »Ich habe den Käfig vor dem Haus abgestellt.«

Der Kleine wollte sofort hinlaufen, aber sein älterer Bruder hielt ihn fest an der Hand. Es war nicht schön, was Nora

sah. Der Kleine versuchte, sich der Hand seines Bruders zu entwinden, aber der hielt ihn. Eisern, ohne auch nur eine Miene zu verziehen oder sich groß anzustrengen.

»Geht sofort in die Küche«, befahl Emely mit einiger Schärfe. »Du auch, Vinc. Wenn wir hier fertig sind, holen wir deine Hasen. Ihr könnt schon mal die *Weltreise* vom Tisch räumen.«

Nora sah, wie der Ältere seinen Bruder aus dem Zimmer führte. Dabei fiel ihr Blick noch einmal durch die geöffnete Tür in die Küche. Dort stand vor dem Fenster ein Tisch, darauf ein Spielbrett, ein Würfel sowie einige Karten. Über all dem eine Lampe, die ihr Licht senkrecht auf den Tisch warf. Sie bemerkte, wie sehr der Jüngere sich nun an den Älteren klammerte. Eben hatte er doch noch versucht, sich von ihm loszumachen.